

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Unterhaltende u. lehrreiche Geschichten]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Der verfolgte Dieb.

Criminalgeschichte.

An einem Gasthose in einer großen deutschen Seestadt fuhr vor mehreren Jahren eines Morgens — es war am ersten Pfingstfeiertage — eine Droschke vor, in welcher ein Herr und eine Dame mit einem kleinen Kinde saßen.

Der Herr fragte den an den Wagen tretenden Kellner ob er ein Zimmer bekommen könne. Es wurde ihm mit Ja geantwortet. Als er dann aussteigen wollte, sah er sich vorher nach allen Seiten um. Es lag ein gewisses ängstliches Mißtrauen in seinem Blicke.

„Ah!“ rief er auf einmal halbleise, und wie plötzlich erschreckend.

Er war mit dem Eisenbahnzuge angekommen, der vom Süden her, aus dem Innern Deutschlands eingetroffen war. Er hatte auf dem Bahnhofe sich schnell sein Gepäck geben lassen, das nur aus einem Reisefloffer von mäßigem Umfange bestand; einen Nachsack hatte er in eigener Verwahrung behalten. Dann hatte er mit Frau und Kind die Droschke bestiegen und sich nach dem Gasthose fahren lassen. Er hatte dem Kutscher ein Trinkgeld versprochen, wenn er rasch fahre; er habe heute noch Vieles in der Stadt zu besorgen. Der Kutscher hatte sein Pferd tüchtig laufen lassen.

Trotzdem kam fast gleichzeitig mit ihm eine zweite Droschke vor dem Gasthose an, die ebenfalls anhielt. Es saß ein einzelner Reisender darin.

Diesen hatte der Herr gesehen, als er plötzlich erschrad. Eigentlich — sagte er, aber er vollendete nicht, was er sagen wollte. Er hatte zweifelhaft den Kellner, zweifelhaft



Er hatte zweifelhaft den Kellner, zweifelhaft den Kutscher angesehen. den Kutscher angesehen; dann war sein Blick auf die Frau neben ihm gefallen, und nun stockte er.

Die Frau sah ihn verwundert an, als wenn sie ihn gar nicht begreife.

Er nahm sich zusammen; er bedurfte einiger Anstrengung dazu.

„Ah, steigen wir aus,“ sagte er.

Er sprang aus dem Wagen.

Der Kellner half darauf der Dame auszu steigen. Das Kind nahm diese auf den Arm.

Das Gepäck trug ein Hausknecht.

Hinkender Bote 1867.

Der Herr hatte unterdeß noch ein paar mal verflohlene Blicke auf den Reisenden in der zweiten Droschke werfen müssen.

Die Familie — eine Familie waren sie wohl — gingen darauf mit Kellner und Hausknecht in den Gasthof und in das ihnen angewiesene Zimmer.

„Was hattest du?“ fragte die Frau den Mann, als sie hier allein waren.

„Nichts!“ antwortete er.

„Du wolltest zu einem andern Gasthose, als du den fremden Reisenden sahst. Der Mann erschreckte dich.“

„Ich wüßte nicht.“

„Wilhelm, warum verstellst du dich vor mir?“

„Nun ja, der Mensch war mir unangenehm.“

Die Frau schüttelte den Kopf.

Sie war eine feine, blasse Frau; man sah ihr Leiden und Gebuld im Leiden an.

Der Mann, auch er hatte eine bleiche Gesichtsfarbe; er sah überhaupt etwas verlebt aus. Sein sonst nicht unangenehmes Wesen hatte etwas Hastiges; er fuhr nur einigemal plötzlich auf, um dann wieder, wie gedrückt, vor sich hinzugrübeln. Beides war unwillkürlich; wurde er sich dessen bewußt, so wurde er in Blick und Bewegung ruhig, aber es war eine gemachte Ruhe.

Beide Ehegatten waren noch jung; der Mann konnte in der Mitte der dreißiger, die Frau an dem Ende der zwanziger Jahre stehen.

Das Kind, das sie bei sich hatten, war vielleicht anderthalb Jahre alt.

Die Frau stellte sich vor den Mann. Sie nahm seine Hände und blickte ihm mit ihren braven Augen in das Gesicht. Sie hatte etwas auf dem Herzen.

„Wilhelm,“ sagte sie mit ihrer weichen, herzlichen Stimme, dich drückt etwas; es ist nicht mit dir, wie es sein sollte. Ich habe es schon auf der ganzen Reise bemerkt; schon gestern Abend fiel es mir auf. Sage mir was es ist, sei offen gegen mich.“

Er versuchte zu lachen; er konnte es; aber in die Augen konnte er ihr nicht sehen; er mußte die seinigen niederschlagen.

„Es ist nichts, Anna,“ sagte er. „Daß man nicht ist, wie sonst, wenn man Heimath und Alles verläßt, um im weiten fremden Lande ein ganz neues Leben zu begründen, das versteht sich wohl von selbst. Dazu kam unsere plötzliche Abreise. Bist doch auch du stiller, in dich gekehrt.“

Die Frau mochte das Letztere nicht läugnen können. Aber etwas Anderes griff sie auf.

„Warum mußten wir so plötzlich abreisen? Gestern Abend auf einmal in Eile und Heimlichkeit die Vorbereitungen für die Reise treffen, und heute Morgen mit dem ersten Zuge, als es noch dunkel war, abfahren?“

Der Mann wurde ärgerlich.

„Ich begreife dich nicht, Anna. Habe ich dir nicht oft genug den Grund gesagt? Mein Kontrakt dauert noch ein Jahr. Mein Prinzipal wollte mich nicht loslassen; da blieb mir nichts als diese heimliche Abreise.“

„Eine Flucht, Wilhelm!“

„Nenne sie meinetwegen so. Sie war erforderlich zu unserem Glück. Ich muß nun einmal nothwendig persönlich in Newyork sein, wenn uns nicht die ganze Erbschaft verloren gehen soll.“

Die Frau schwieg; aber sie blieb gedrückt; ihre Zweifel waren wohl nicht ganz beseitigt.

Der Kellner kam zurück mit dem Fremdenbuche; er legte es dem Fremden vor.

„Darf ich bitten, sich einzuschreiben?“

„Wozu?“ sagte der Fremde leicht. „Ich werde nicht über Nacht bleiben.“

Der Kellner zuckte die Achseln.

„Ich bedaure. Die Anordnungen der Polizei sind strenges;

G.

wer auch nur auf eine Stunde ein Zimmer nimmt, muß seinen Namen eintragen.“

Der Fremde machte keine Einwendungen mehr. Er nahm eine Feder und schrieb sich in das Fremdenbuch ein.

Er mußte nicht ganz leserlich geschrieben haben.

Der Kellner warf einen Blick in das Buch und sagte dann:

„Herr Leonhardi aus Dresden?“

„Ja!“ sagte der Fremde kurz.

Der Kellner ging.

Die Frau hatte heftig zusammengezuckt.

„Leonhardi aus Dresden?“, rief sie. „Wie kommst du zu den falschen Angaben?“

Er ward verlegen.

„Man könnte mich verfolgen!“ flötete er.

„Wer sollte es?“

„Mein Prinzipal!“

„Weil du nicht in seinen Diensten bleiben wolltest? Bist du sein Leibeigner?“

„Er ist stolz, eigensinnig, Anna!“

„Gleichviel! Und dann, der nächste Zug, mit dem uns Jemand folgen könnte, kommt erst, wie du mir selbst sagtest, heute Nacht um elf hier an. Dann werden wir ja nach deiner Meinung längst auf einem Schiffe sein.“

„Du denkst nicht an den Telegraphen, Anna!“

O, wohl! Ich mußte schon unterwegs auf der Eisenbahn an ihn denken. Ich sah dich da so sonderbar; deine Augen hingen nur an den Stangen und Drähten des Telegraphen, und du sahest in tiefem Nachsinnen, und auf einmal fuhrst du auf und sahest dich erschrocken um, und du wurdest noch unruhiger als ein fremder Mensch dich wirr und ernst ansah, derselbe vor dem du dich soeben hier fürchtestest. Ich hatte keine Ahnung, was es ist; ich glaubte ich täusche mich, weil das Herz mir selbst so schwer war über den plötzlichen Abschied von der Heimath, von dem ganzen bisherigen Leben, so möge ich wohl Alles schwarz ansehen und mich selbst über das Gerüchte erschrecken. Aber jetzt fällt es mir so schwer auf die Seele. Was hast du Wilhelm? Warum mußt du deinen Namen, deine Heimath verbergen? Warum mußt du mir so plöglich und so heimlich abreisen? Jenes ist es nicht, du bist keines Menschen Leibeigner. Was ist es, Wilhelm? Sage es mir, aber aufrichtig. Ich habe dir immer geglaubt, Alles was du mir sagtest, du weißt es. Aber jetzt hast du mir nicht die Wahrheit gesagt, und da habe ich dir auch früher zu viel geglaubt. Sage mir die Wahrheit, Wilhelm, wenn ich auch das Schrecklichste hören müßte. Mann und Frau sollen ja alles miteinander tragen müssen. Aber dann muß Wahrheit zwischen ihnen sein. Wenn Satten nicht mehr wahr gegen einander sind, dann ist das Band der Ehe zwischen ihnen zerrissen; dann ist kein Glück mehr für sie, dann kann nur das Unglück für sie da sein für sie und ihre Kinder.

Die Frau hatte mit ihrer sanften, weichen Stimme so zitternd, so lebend gesprochen. Sie war in Thränen; das Weinen hatte ihre Stimme ersticken wollen.

Der Mann stand ergriffen, erschüttert.

„Ich habe noch Schulden hinterlassen, Anna,“ sagte er, „und ich fürchte die Verfolgung der Gläubiger.“

„Das ist es nicht!“ rief die Frau. „Das ist es nicht, Wilhelm.“

„Viele Schulden, Anna!“

„Es ist es dennoch nicht.“

„Ich schwöre dir, Anna.“

„Was schwörst du?“

„Dass es nichts Anderes ist.“

Die Frau schüttelte gleichwohl den Kopf.

Sie war aufgeregt, bestürzt, voll der schwersten Angst und Sorgen. Der Blick einer Frau mit einem reinen Herzen, wenn ihr einmal ein Verdacht in ihr Herz hineingeworfen ist, sieht immer klar.

„Wilhelm, Wilhelm,“ sagte sie schmerzlich, „wir gehen

in eine neue Welt, in ein neues Leben. Wenn wir unter dem Fluche eines falschen Schwures hineingehen.“

Und er wiederholte seinen Schwur nicht; aber er war beleidigt.

„Wenn du mir nicht glauben willst, so kann ich dir nicht helfen.“

Sie schwieg, sie weinte still.

Er ging mit starken Schritten in dem Zimmer umher. Nach einer Weile mußte er doch wieder zu ihr treten.

„Warum weinst du, Anna?“

Konnte sie ihm antworten?

„Es ist wegen der Schulden? Ich kann es mir denken, daß die Nachricht dich ergriffen hat. Du bist immer so ehrlich; du warst immer so pünktlich. Wenn wir nur ein paar Thaler schuldig waren und nicht sogleich bezahlen konnten, so drückte es dich. Das war auch der Grund, daß ich dir bisher verschwiegen, daß ich noch Schulden hätte. Aber gib dich zufrieden, Anna. Sobald wir in Newyork angekommen sind und ich die Erbschaft erhoben habe, schicke ich sofort das Geld nach Berlin, und unser Name ist wieder ehrlich, wie er war.“

Er hatte überzeugend gesprochen, oder sprechen wollen. Er hatte seine Frau nicht überzeugt.

„Hinst du Geld in Newyork?“ sagte sie. „Hast du die Erbschaft dort gemacht?“

„Anna, ich begreife dich nicht!“ rief er verlegt. „Warum sollten wir denn nach Amerika wandern?“

„Du zeigst mir nie die Papiere!“

„Du verlangtest sie nie von mir.“

„Weil ich dir so unbedingt vertraute.“

„So vertraue mir auch ferner wieder, Anna. Uebrigens, wenn du es wünschst, kann ich dir die Papiere zeigen. Sie liegen dort im Koffer; freilich ganz unten, und sie sind in englischer Sprache geschrieben, und du würdest sie nicht verstehen. Aber wenn du es wünschst, und um dich zu beruhigen.“

Er nahm einen Schlüssel aus der Tasche.

Die Frau hatte nicht Ja und nicht Nein gesagt.

Er ging zu dem Koffer ihn zu öffnen.

Plötzlich fuhr er zurück.

Der Koffer stand unter dem Fenster.

Im Gehen hatte er durch das Fenster geblickt. Er war freideweiß geworden.

„Oh,“ sagte er zu seiner Frau, „nachher, liebe Anna. Ich denke, ich gehe zuerst zum Hafen, um unsere Ueberfahrt zu sichern. Es ist in einer halben Stunde abgemacht. Daß die Germania heute Abend fährt, steht nach der Zeitung fest; ich brauche mich nur auf dem Bureau einschreiben zu lassen.“

Er wollte gehen.

„Noch Eins, Anna,“ fuhr er fort. Verschieße während meiner Abwesenheit die Thüre von innen, und wenn Jemand kommt, so gib keine Antwort. In einer großen Seefahrt hat es allerlei Menschen, vor denen man sich nicht genug hüten kann.“

Er sprach ruhig.

„Wilhelm,“ sagte dennoch die Frau, „du erschreckst eben.“

„Es war nichts, Kind!“

„Ich sollte dir vertrauen, Wilhelm!“

„Der Herr Arnold aus Berlin stand da unten.“

„Der Bankier Arnold?“

„Ja.“

„Und was geht er dich an?“

„Er ist mein Hauptgläubiger.“

Die Frau wollte an das Fenster treten.

Er hielt sie zurück.

„Ich bitte dich, Anna, wenn er dich sähe!“

„Er kennt mich nicht.“

„Wer weiß es?“

Sie trat nicht an das Fenster.

Er verließ das Zimmer.

„Jetzt schließe ab, Anna,“ sprach er zurück.

Sie verschloß die Thür.

Kopf und Herz waren der armen Frau so schwer. Sie mußte sich ausweinen; lange konnte sie es still, dann trieb die innere Unruhe sie durch das Zimmer.

„Wie glaubte, wie vertraute ich ihm! Selbst wenn sein Thun noch so sonderbar war; ein Wort von ihm beruhigte mich. Hatte er denn wirklich die ganze Nacht im Comptoir gearbeitet, wenn er sonst matt und müde erst um drei oder vier Uhr zu Hause kam? Die Leute sagten, daß er spiele, hatte mir einmal die Cousine erzählt. Wie erschrad ich im ersten Augenblicke, und wie zornig wurde ich dann über die Verleumdung! Und wie glücklich war ich, wie hatte ich nicht den geringsten Zweifel mehr, wenn er mir nachher bestätigte, daß es Verleumdung sei! Und doch war oft kein Geld da, und er mußte doch seinen Gehalt regelmäßig bekommen! Hätte er mir doch schon damals die Unwahrheit gesagt? Woher sonst die Schulden, von denen er erst jetzt spricht? Und sind diese es allein? Mein Gott, mein Gott, wenn es noch Schlimmeres, wenn er ein Verbrecher wäre! Der Mann, den ich liebe, den ich verehrte, der sich mir immer so brav, so edel zu zeigen wußte, an den mein Schicksal, wie mein Herz mich fesselt, mit dem ich in die unbekannte Welt, in das ferne, fremde Leben ziehe! Die Frau eines Verbrechers! Mein armer Knabe das Kind eines Betrügers, Diebes!“

Die Knie schwankten ihr; sie mußte sich setzen. Fieberhize ergriß sie; sie konnte nicht einmal mehr weinen. Sie saß lange so, bis ein jäher Schreck sie emporjagte.

An die Thür des Zimmers wurde geklopft. Sie hörte, daß mehrere Menschen draußen standen. Ihr Mann war nicht unter ihnen; er würde sich zu erkennen gegeben haben. Was sollte sie thun? Sich melden und die Thür öffnen, oder sich schweigend verhalten und so sich verläugnen? Ihr Mann hatte das letztere von ihr verlangt; darum eben hatte sie sich ja eingeschlossen! Sollte sie ihm ungehorsam werden, dadurch vielleicht sein Unglück herbeiführen, und mit dem seinigen das ihrige und das ihres Kindes? Aber, wenn er ein Verbrecher war und als solcher verfolgt wurde, machte sie sich dann nicht der Theilnahme an seinem Verbrechen verdächtig? Ja, war sie nicht dadurch wirklich Theilnehmerin, nach dem Satze: Der Fehler ist so gut wie der Stehler. Sie war in einer peinlichen Angst; es überlief sie glühend heiß, und sie mußte sich schnell entschließen.

„Machen Sie auf, Madame!“ rief draußen vor der Thür eine Stimme.

Sie hatte noch keinen Entschluß gefaßt.

Die Stimme draußen fuhr fort:

„Madame, wir wissen, daß Sie zu Hause sind. Ihr Herr Gemahl ging allein aus.“

Sie wurde verwirrt. Wer waren die Leute draußen? Schon die Polizei? Was wollten sie von ihr, wenn sie wußten, daß ihr Mann nicht da war?

„Sie scheint zu schlafen,“ sagte draußen eine andere Stimme. „Sie hat die Nacht durch gefahren. Klopfen Sie stärker an.“

Es wurde stärker geklopft.

„Madame, machen Sie auf.“

Ihr Kind wurde wach. Das Kind hatte geschlafen; es kannte noch kein Verbrechen, keine Furcht, keine Angst. Es schrie von dem Klopfen laut auf.

Die Frau mußte die Thür öffnen.

Sie mußte mehr.

Zwei Herren standen vor der Thür.

Der eine war der Wirth des Gasthofes; der andere

trug gleichfalls bürgerliche Kleidung; aber der Wirth sagte sofort:

„Verzeihen Sie die Störung, Madame. Der Herr Polizeieinspektor verlangte dringend Sie zu sprechen.“

Die Polizei war also schon da!

„Ihr Name, Madame?“ sagte der Inspektor.

Er sprach es nicht sehr höflich.

Und seine Unhöflichkeit gab der Frau plötzlich ihre Geistesgegenwart wieder, zeigte ihr den Weg, den sie dem Manne gegenüber zu nehmen habe.

„Wer gibt ihm das Recht, rief das Bewußtsein und der Stolz der Unschuld in ihr, mich als eine Verbrecherin zu behandeln?“

„Mein Herr,“ sagte sie ruhig. „Mein Mann hat seinen und meinen Namen in das Fremdenbuch eingeschrieben.“

„Haben Sie einen Paß bei sich?“ sagte der Inspektor.

„Mein Mann ist ausgegangen. Wie hätte er seinen Paß mir hier zurücklassen sollen?“

„Haben Sie keine andern Legitimationspapiere hier?“

„Ich habe gar keine Papiere hier, mein Herr. Mein Mann hat sie.“

Die Ruhe, der Stolz der Frau machten den Beamten verlegen.

„Wann kommt Ihr Herr Gemahl zurück?“ fragte er höflicher.

„Ich weiß es nicht, mein Herr. Er hat Geschäfte in der Stadt, sie können ihn längere oder kürzere Zeit aufhalten.“

Der Beamte ging, mit halbem Mißtrauen, mit halber Verlegenheit.

Der Wirth begleitete ihn, lehrte aber nach einigen Minuten zurück.

Die Frau hatte sich erschöpft auf das Sopha werfen müssen.

„Entschuldigen Sie mich, Madame,“ sagte er. „Der Polizei darf man sich nicht widersehen.“

„Aber was führte den Beamten hierher?“ mußte die Frau fragen.

„Er sucht einen Dieb auf.“

„Einen Dieb? Hier, hier?“

„Sie haben Recht, Madame, daß es Sie empört. Er hat sich auch wohl vollkommen überzeugt, daß er hier fehl gegangen war. Aber eine telegraphische Depesche von Berlin verfolgte den Kassier eines dortigen Bankiers, der die Kasse seines Herrn um fünfundsanzig tausend Thaler bestohlen hatte und darauf mit Frau und Kind verschwunden war, wahrscheinlich hierher, um auf dem, nach den Zeitungen heute Abend nach Newyork abgehenden Dampfschiff Germania sich aus dem Staube zu machen. Ein Mann mit Frau und Kind, das hatte ihn irre geleitet.“

Die Frau hatte sich mit ihrem Kinde beschäftigen müssen, um dem Wirth die furchtbare Angst ihres Innern zu verbergen.

Der Wirth entfernte sich wieder.

„Ein Verbrecher!“ rief die Unglückliche.

Es war das einzige Wort, das sie hervorzupressen vermochte.

Sie drückte ihr Kind an sich. Heiße Thränen rollten über ihre Wangen auf die des Kindes.

Was sie mit jener entsetzlichen Angst der Ungewißheit sich hatte fragen müssen, ob sie die Frau, ob ihr armer Knabe das Kind eines Verbrechers ist, das war ihr jetzt Gewißheit, und war diese Gewißheit nicht noch entsetzlicher, als jene Ungewißheit? Aber war es denn gewiß?

Ihr Mann kam zurück. Er sah verstört aus und dabei verwundert; er war lange ausgeblieben. Er mußte doch wohl noch etwas mehr vorgenommen haben, als sich blos in dem Bureau des Dampfschiffes einschreiben zu lassen. Er trat hastig in das Zimmer; sowie er eingetreten war, schloß er die Thür hinter sich ab.

„War Jemand hier?“ fragte er dann.

„Ja.“

„Wer?“

Wie seine Bewegungen hastig waren, so waren es auch seine Worte. Dennoch wollte die Stimme ihm fast ersticken.

Die Frau hatte ihren Plan gefaßt.

Sie erzählte ihm ruhig, ohne jede Bemerkung, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war.

Er hatte sich während sie sprach, zu sammeln gewußt. Sein Gesicht verfinsterte sich.

„Und das hat dich so alterirt?“ sagte er.

Er kam ihr mit der Frage für das entgegen, was sie ihm sagen wollte.

Sie hatte eine gerade, offene Frage an ihn.

„Wilhelm, sieh mich an! Bist du der verfolgte Dieb?“

Er vermochte sie anzusehen.

„Wie kannst du die Frage aussprechen?“ rief er vorwurfsvoll.

„Du bist es also nicht?“

„Nein!“

Er sprach das Wort fest, bestimmt.

„Wilhelm, Wilhelm!“ sagte sie dennoch.

Da fuhr er auf.

„Weib, mache mich nicht rasend! Habe ich nicht schon genug zu tragen?“

Was war es, was er zu tragen hatte?

Sie faßte ihn nicht.

So war er wohl noch nie gegen sie gewesen. Konnte sie heucheltender werden, als er es in diesem Augenblicke war, ohne daß sie ihm eine Veranlassung dazu gegeben hatte?

„Hast du Nähzeug bei dir?“ fragte er.

Sie trug es in einem kleinen Reiseteil bei sich; sie übergab ihm eine eingefädelt Nadel.

Er ging damit zu dem Kinde, das auf einem Bette saß und spielte.

Er zog aus seiner Brusttasche ein Packet hervor. Es schien Papiere zu enthalten; es war dick. Er machte zwei dünnere Packetchen daraus.

„Zieh dem Knaben das Kleidchen aus,“ sagte er dann zu der Frau.

„Was willst du?“ fragte sie.

„Duh, wie ich dir sage!“ rief er. „Rasch. Wir haben nicht viel Zeit mehr.“

Sie zog schweigend dem Kinde das Kleidchen aus.

Unter dem Kleide trug es ein wollenes, faltenreiches Unterröckchen.

Er nahm eins der beiden Packetchen und begann es in die Falten des Röckchen einzunähen.

Die Frau wurde von Entsetzen ergrißen.

„Was machst du da?“ rief sie.

„Du siehst es.“

„Was für Papiere sind es?“

„Meine Erbschaftspapiere.“

„Sie seien ja unten in dem Koffer, sagtest du!“

„Sie sind hier!“

„Es sind Banknoten!“ rief die Frau. „Es ist gestohlenes Geld! Du bist der Dieb!“

„Schweig, Weib!“

„Er ist wahnsinnig geworden,“ jammerte die Frau.

Dann faßte ein anderer Gedanke sie. Sie wollte ihm das Kind entreißen.

„Ich leide es nicht! Du willst das Kind mit zum Diebe machen! Mein Kind! Dein eigenes Kind! Das noch nicht einmal sprechen kann.“

„Bist du jetzt nicht wahnsinnig?“ sagte er.

Er drängte sie zurück.

„Wage nicht, das Kind noch einmal anzurühren.“

Er war in der Wuth des Verbrechers, in jener furcht-

baren Wuth eines verlorenen Menschen, der sich verloren sieht, sich dennoch retten will, retten muß.

Er fuhr fort zu nähern.

Die unglückliche Frau ging händeringend im Zimmer umher.

„Gott, Gott im Himmel!“ flehete sie zum Himmel empor. „Gib mir einen Gedanken, einen Entschluß. Sende mir deine Hilfe!“

Einen Entschluß bekam sie.

Sie trat vor ihren Mann.

„Wilhelm reise allein. Laß mich mit dem Kinde zurück!“

„Und wovon wolltest du leben?“

„Ich werde arbeiten.“

„Nein! Du gehst mit.“

Sie hatte bittend gesprochen. Sie sprach flehender!

„Bleibe auch du hier, Wilhelm! Laß uns Alle bleiben.“

„Damit ich in's Zuchthaus soll?“ unterbrach er sie.

„Gib das Geld zurück! Freiwillig! Du hast es ja noch ganz. Dein Prinzipal wird dir verzeihen, die Sache gar nicht zur gerichtlichen Anzeige bringen.“

„Nein!“ rief er wiederholt.

„Es wird dir keinen Segen bringen, Wilhelm. Mir wird es das Herz erbrücken, unserem armen Kinde zum Kluge seines Lebens werden. O, komm, komm! Kehren wir zurück.“

Er war mit seiner Arbeit fertig. Er hatte die beiden Packete Banknoten in den Rock des Kindes eingenäht. Er zog dem Kinde das Kleidchen darüber.

Man sah, man ahnte nichts von den verborgenen Packeten.

Auf die Bitten der Frau antwortete er nicht weiter.

„Mache dich jetzt fertig!“ sagte er nur.

Er stand auf, zog eine Klingel.

Ein Hausknecht kam.

„Zur Droschke unten! Die Droschke ist doch da?“

„Sie wartet.“

Er hatte auf den Koffer gezeigt.

Der Hausknecht nahm den Koffer.

„Darf ich bitten, Anna?“

Er war wieder freundlich gegen sie.

„Soll ich das Kind tragen?“ sagte er.

Er wollte es auf den Arm nehmen.

Die Frau kam ihm mit Hektigkeit zuvor. Sie nahm das Kind. Sie drückte es an sich, als wenn sie es vor seinem Vater wahren wollte, wie vor dem Biß einer Schlange.

Sie gingen; der Mann voraus, er war eilig, er drängte die Frau und den Hausknecht. Er sah sich nach allen Seiten ängstlich um, in dem Gange, auf der Treppe, unten im Flur.

Unten vor dem Hotelthor hielt die Droschke. Er war mit einem Sprunge hinein.

„Rasch, rasch!“ rief er der Frau zu.

Er wollte ihr mit Gewalt das Kind entreißen, damit sie schneller in den Wagen komme. Sie gab es eigenmächtig nicht ab.

„Den Koffer in den Wagen!“ befahl er dem Hausknecht, um auch die geringste Verzögerung zu vermeiden.

„Fort, Kutscher!“ rief er dann.

Der Wagen fuhr fort.

Jetzt athmete er auf.

Er nahm die Hand seiner Frau.

„Anna, sei wieder ruhig, freundlich. Wir sind in Sicherheit. Es ist Alles gut gegangen, und du hast durch deine Geistesgegenwart dem Polizeibeamten gegenüber nicht wenig dazu beigetragen.“

Konnte sie wieder ruhig, freundlich sein?

„Bist du der Dieb, den er verfolgte?“ fragte sie.

„Höre mir zu, Anna. Ich habe das Geld —“

„Und unser unschuldigtes Kind muß es dir tragen, verbergen!“

„Höre mir zu, Anna. Mein Prinzipal ist der reiche Geizhals. Durch sein Geschäft erwarb er von Jahr zu Jahr neue Reichthümer. Ich hauptsächlich mußte sie ihm verdienen. Ich war die Seele seines Geschäftes; ich opferte mich ihm Tag und Nacht; du weißt es. Und was erhielt ich dafür? Nichts als das Lumpengehalt, einen Bettelstern gegen das, was ich ihm verdiente. Da nahm ich ihm das Geld, oder ich nahm es mir, ich machte mich bezahlt. Weiter ist es nichts nach dem moralischen Rechte. Und am Ende — was sind denn für ihn fünfhunderttausend Thaler? Er fühlt den Verlust kaum. Für mich sind sie ein Kapital, aber ein Kapital, das ich ehrlich bei ihm verdient habe. Und nun, Anna, gib dich zufrieden.“

Sie hatte ihm ruhig zugehört; sie erwiderte ihm ruhig. Sie hatte sich sammeln können, wenn auch unter dem schwersten Drucke ihres Herzens.

„Wilhelm,“ sagte sie, „wirst du mit solchen leeren, nichtigen Scheingründen dich oder mich überreden, daß du dein Dieb seiest? O, du bist es! Mein Mann, der Vater meines Kindes —“

Er unterbrach sie.

„Die Welt mag mich so nennen, der geschriebene Buchstabe des Gesetzes. Aber auch meine Frau? Warum hatte ich es denn gethan, Anna? Für dich und für —“

Sie fuhr auf.

„Für mich? Und für unser Kind, wolltest du wohl hinzusehen? Soll ich dich verachten, ganz und gar verachten?“

„Höre mir zu, Anna!“ bat er wieder.

„Wir mußten in Berlin ein beschränktes, kleines Leben führen.“

„Ich that es gern,“ sagte die Frau.

„Es fehlte uns oft am Geld —“

Sie unterbrach ihn nicht; sie machte ihm keinen Vorwurf.

„Wir konnten,“ fuhr er fort, „wie die Verhältnisse einmal waren, aus unserem Glende nicht herauskommen. In Newyork wird das Alles anders werden. Ich komme mit einem Kapitale hin; ich bin ein tüchtiger, gewandter Geschäftsmann. Ich führe einen anderen Namen. Es kann gar nicht fehlen, daß ich dort reussire. Wir werden reich werden; du sollst ein besseres Leben, endlich einmal ein gutes Leben führen, meine Anna. Gib mir deine Hand, machen wir unsern Frieden wieder.“

Sie konnte die Hand nicht nehmen, die er ihr darbot.

„Mich wird das Geld erdrücken, in das Grab bringen; unserm Kinde wird es zum Fluche werden. Ich sagte es dir schon einmal.“

Er wurde nicht wieder bestig. Er mußte Frieden mit seiner Frau haben, damit der entsetzliche Unfriede in seinem Innern ihn nicht verzehre, und er mußte zu Anderem greifen, daß die Angst in seinem Innern ihn nicht erdrücke. So fuhr er fort:

„Und dir sagt es deine augenblickliche Angst, Anna. Aber in wenigen Minuten sind wir in Sicherheit. Wir fahren mit einem Segelschiffe, das auf der Rheebe liegt. Auf das Dampfschiff mußte ich verzichten. Es war schon von Polizeibeamten besetzt, die mich so sonderbar ansahen. Ich ahnte gleich der Telegraph mußte mich überholt haben — wie es möglich war, begreife ich nicht. Da fuhr ich in einem Boot zu den Segelschiffen auf der Rheebe hinüber. Eins geht schon heute Nachmittag um zwei ab. Mit ihm accordirte ich. Das Boot, das mich hinbrachte liegt im Hafen ganz hinten, es wartet auf uns. So wie wir es bestiegen haben, sind wir in Sicherheit, kann kein Verfolgen, keine Polizei uns mehr etwas anhaben. Das Schiff ist ein amerikanisches. In drei Minuten sind wir bei dem Boote; den Hafen haben wir schon erreicht.“

Sie waren am Hafen angelangt.

An dem Feiertagsmorgen war ein geschäftliches Leben auf dem Hafenplage nicht. Desto mehr Menschen waren nach Beendigung der Kirche, in dem freundlichen Frühlingswetter versammelt, zum Besehen der Dampfschiffe, Begrüßen von Freunden und Bekannten, Plaudern, Herumschlendern.

Die Droschke mußte mitten zwischen jenen hindurch fahren.

Der Flüchtling drückte sich in die Ecke des Wagens, schob den Koffer vor das Wagenfenster, daß ihn Niemand sehen sollte.

„Halte dich zurück, Anna; laß das Kind nicht sehen,“ bat er seine Frau.

Er reise mit Frau und Kind, hatte der Telegraph ihn signalisirt.

Die Frau durchfuhr ein Entsetzen bei seiner Bitte.

„Als Diebin verfolgt! Ich werde mein Lebenlang d & Antlitz der Menschen meiden müssen. Und mein Kind!“

Das Entsetzen reifte einen Entschluß in ihr, den sie schon einmal ausgesprochen hatte, den sie dann nicht wieder hatte hervorrufen können. Wie mag eine Frau ihren Mann verlassen, zumal in einer Lage, in der er eines Haltes, einer Stütze bedarf, und sie sein einziger Halt ist? Zumal, wenn er sie und sie ihn liebt! Und er liebte sie, bei allem seinem Leichtsinne, trotz aller seiner innern Unwahrheit. Und sie — sie liebte ihn noch immer. Und was sollte mit, aus ihrem Kinde werden, mochte er es ihr lassen, mochte er es ohne sie mit sich nehmen?“

Dennoch war der Entschluß wieder in ihr aufgetaucht, gereift, und mit der Ruhe, die ein fester Entschluß gibt, sprach sie:

„Wilhelm, ich werde dich an das Boot bringen. Dort müssen wir Abschied nehmen. Ich kann nicht anders. Ich kann dich mit dem gestohlenen Gelde nicht in das fremde Land begleiten.“

„Anna, wovon wolltest du leben? Was willst du anfangen?“

„Arbeiten! Ich sage es dir.“

„Nein, nein! Verlaß mich nicht! Ich muß ja ohne dich zu Grunde gehen. Ich beschwöre dich.“

Sie blieb fest. Wie unscheinbar und einfach das Wesen der unglücklichen Frau war, so edel, so erhaben war ihr Herz. Und so sprach sie:

„Und ich beschwöre auch dich, Wilhelm. Kehre auch du um. Daß ungerecht Gut nicht gedeiht, davon will ich nicht sprechen. Aber das elendeste Geschöpf auf Erden ist ein Verbrecher, der sich nicht mit seinem Gott und also auch mit sich selbst wieder versöhnt. Er kann nicht leben, und er kann nicht sterben, wenn seine letzte Stunde an ihn kommt. Gib das Geld zurück, und, wenn es sein muß, nimm deine Strafe auf dich. Erstaten und Büssen versöhnt dich wieder, versöhnt Gott, die Menschen, das eigene Herz. O, thue es, mein lieber, lieber Wilhelm. Sorge nicht um mich, nicht um das Kind. Ich werde mit ihm durchkommen.“

Sie hatte seine beiden Hände gefaßt. Sie sah ihn mit den treuen, weinenden Augen so herzlich, so innig an.

„Ich kann nicht, Anna!“ sagte er.

Er konnte nicht. Er war einmal der leichtsinnige, der aus dem Leichtsinne in die Gemeinheit gefallene Mensch er konnte sich nicht wieder erheben. Wenigstens jetzt nicht wenigstens so nicht.

„Ist es dein letztes Wort, Wilhelm?“ fragte sie.

„Mein letztes.“

„So trennen wir uns. Der Wagen hält. Hier ist das Boot, das dich zu dem Schiffe bringen wird.“

„Anna, Anna, du willst mich wirklich verlassen? Du kommst es?“

„Ich muß!“ sagte sie.

Die Stimme versagte ihr.

Dann konnte sie wieder ruhiger sprechen.

„Ich muß, ich kann nicht anders. Ich kann arbeiten. Gib mir die paar Kleidungsstücke für mich und das Kind aus dem Koffer heraus, und dann — Ja, dann muß ich doch noch eine Bitte aussprechen, wie schwer sie mir wird. Gib mir von dem Gelde zehn Thaler. Ich bedarf ihrer, um nicht in den ersten Tagen, bis ich Arbeit habe, mit dem Kinde hungern zu müssen. Ich werde sie deinem Prinzipal erstatten. Und nun laß uns Abschied nehmen — für dieses Leben. Wir sehen uns nicht wieder. Dein Kind werde ich zu einem braven Manne erziehen. Der liebe Gott wird mir und ihm beistehen. Laß uns hier im Wagen Abschied nehmen, Wilhelm, nicht vor allen den Menschen. Es würde mir das Herz ganz brechen.“

Der Mann war bleich, bebend am ganzen Körper.

„Kannst du es denn, Anna?“

„Ich muß!“ wollte sie noch einmal sagen.

Sie hatte mit jener Raube ihres festen, hohen Entschlusses sprechen können. Als sie endete, brach sie doch zusammen. Eine Fluth der schmerzlichsten Thränen ergoß sich aus ihren Augen. Durch die Thränen sah sie den bleichen, bebenden Mann, dem sie der einzige Halt, der ohne sie verloren war, den sie liebte.

Sie sprang auf.

„Komm!“ sagte sie.

„Du willst bei mir bleiben, Anna?“

„Ja!“

Er sprang aus dem Wagen. Er wollte sie, das Kind herausheben.

Da fühlte er sich von hinten angepakt.

Der Wagen hielt drei Schritt vom Wasser, drei Schritt von dem Boot, das ihn aufnehmen, zu dem Schiff auf der Rheide führen sollte. Er war nur noch drei Schritt von seiner Freiheit entfernt.

„Sander, du bist es wirklich?“ rief eine Stimme.

Der Flüchtling, der Dieb war freideweis geworden. Er mußte, wenn er nicht umsinken wollte, sich an dem festhalten, der ihn festhielt.

Es war ein Fremder in bürgerlicher Kleidung, drei Polizeibeamte in Uniform standen hinter ihm.

Er kannte den Flüchtling, dieser kannte ihn.

„Du hier?“ sagte der Fremde. „Dich muß ich hier verhaften? Aber sagte ich es dir nicht schon, als wir noch auf der Schule waren, daß bei allem deinem Talent dein Leichtsinne dich noch einmal in das Zuchthaus bringen müsse?“

Der Flüchtling hatte keine Antwort. In der Minute, in der Sekunde fast, die ihn frei machen, vor jeder Verfolgung sicher stellen sollte, war er ein Verhafteter, ein rettungslos verlorener Mann. Er stand wie betäubt, erstarrt. Es war so plötzlich über ihn gekommen; er hatte gemeint, gar nicht mehr daran denken zu dürfen.

Er hatte sein Verbrechen so vorfichtig vorbereitet, eingeleitet. Es war ihm geglückt.

Er war Kassirer eines bedeutenden Bankhauses der Residenz. Die Kasse wurde durch zwei Schlüssel verschlossen; den einen trug er, den andern der Prinzipal. Während der beiden Pfingstfeiertage blieben Comptoir und Kasse geschlossen. Am Sonnabend war Revision der Kasse gewesen. Ein Paket mit Bankscheinen zum Betrage von fünf- und zwanzigtausend Thalern hatte er schon vorher zurecht gelegt, so daß er, nach Beendigung des Revisionsgeschäftes, unmittelbar vor dem Verschließen der Kasse, unbemerkt danach längen, es in der Brusttasche seines Rockes verbergen konnte. Am Morgen nach demselben war er in der Frühe mit dem Raube abgereist; die wenigen nöthigen Vorbereitungen zu der Reise hatte er bereits heimlich getroffen. Nach fünf oder sechs Stunden hatte er die Hafensstadt erreicht. Am demselben Abend

ging aus dieser, laut Bericht der Zeitungen, ein Dampfschiff nach Newyork ab. Noch vor Mittag hatte er die Hafensstadt schon erreicht. Er war längst auf hoher See, außer dem Bereich einer jeden Verfolgung, wenn zwei Tage später, am Dienstag, zuerst wieder das Comptoir geöffnet, seine Abwesenheit bemerkt, ein Verdacht gegen ihn rege, das Schloß der Kasse gesprengt, der Diebstahl entdeckt wurde.

Es hatte anders kommen sollen.

Um neun Uhr des Morgens seiner Abreise erschien bei dem Bankier ein Geschäftsfreund aus Moskau, der eine schleunige Reise nach Paris noch an demselben Tage fortsetzen und dafür Gelder bei dem Bankier erheben mußte. Dem langjährigen Geschäftsfreund konnte oder mochte man nicht mit der Erklärung zurückweisen, daß an dem Feiertage die Kasse nicht geöffnet werde. Es wurde zu dem Kassirer geschickt, daß er mit seinem Schlüssel komme. Der Kassirer war nicht in seiner Wohnung; er war abgereist, mit Frau und Kind; Niemand wußte wohin, dem Bankier hatte er kein Wort davon gesagt. Das Alles erweckte Verdacht; um des Moskauer Kaufmannes willen mußte die Kasse ohnehin geöffnet werden. Man ließ einen Schlosser kommen; das Schloß wurde gesprengt; der Diebstahl wurde entdeckt.

Hinter dem Verbrecher her wurde sofort telegraphirt nach allen Richtungen, in die er geflohen sein konnte, auch nach der Hafensstadt.

In dieser war auf der Stelle die gesammte Polizei in Bewegung gesetzt. Die Gasthöfe wurden durchsucht, der Hafen wurde bewacht, das Dampfschiff, das am Abend abgehen sollte, wurde unter besondere Aufsicht gestellt.

Das war schon geschehen, als Sander, der flüchtige Dieb, bei dem Schiffe ankam. Dem scharfen, mißtrauischen Auge des Verbrechers konnte es nicht entgehen. Er mußte seinen Plan ändern. Auf der Rheide lagen Schiffe; aus einem Winkel des Hafens ließ er sich zu ihnen hinrücken; ein günstiger Zufall wollte es, daß eines der Schiffe an dem nemlichen Nachmittage in See zu gehen im Begriffe stand. Er schloß mit ihm seinen Kontrakt ab, und kehrte zurück, um Frau und Kind und seine Sachen abzuholen. Wie er bisher unbeobachtet geblieben war, so durfte er hoffen, es auch ferner zu bleiben.

Soviel er wußte, kannte Niemand in der Seestadt ihn persönlich. Von Berlin kam der nächste Eisenbahnzug erst am späten Abend an.

Auch das sollte anders kommen.

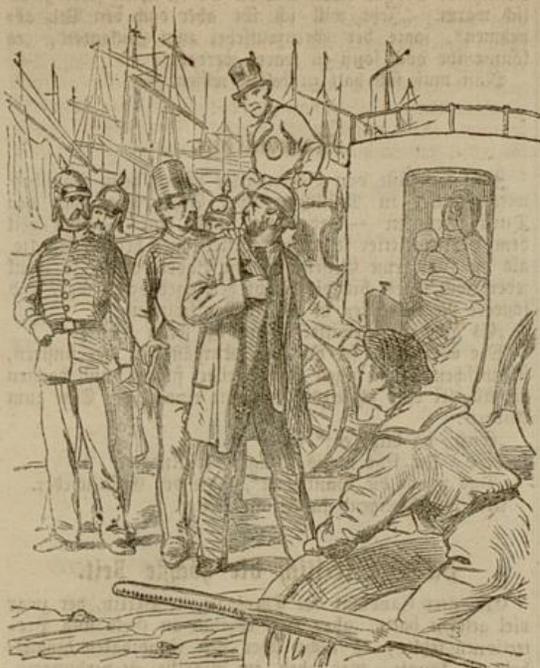
Seine Geburtsstadt lag wenige Meilen westlich von der Seestadt entfernt. Durch sie kam ein Eisenbahnzug vom Rhein her, der noch Vormittags in der Seestadt eintraf. Man telegraphirte von Berlin auch dahin, und bat, mit einem Polizeibeamten Jemanden, der den Entflohenen von Person kenne, sofort auf dem nächsten Zuge zu der Seestadt zu schicken, um die Verhaftung zu bewirken. Ein Beamter der Polizei selbst kannte den Flüchtling, sie waren Schulkameraden gewesen. Er fuhr zu der Hafensstadt. Er war ein gewandter Polizeimann. Er erkundigte sich an dem Dampfschiffe, weiter am Hafen, beschrieb den Flüchtling, kam auch an das hinten liegende Boot, erfuhr von dem Schiffer, auf wen es warte, wußte genug, hatte sich nicht verrechnet.

Die Nemesis, sagt man, es ist die ewige Gerechtigkeit, ereilte den Verbrecher in dem Augenblicke, da er sich frei wähnte. Sie rettete das Recht. Sie that mehr. Sie rettete auch eine edle Frau und — sie rettete den Verbrecher selbst.

Er stand betäubt, erstarrt, da er sich verhaftet sah.

In seiner Gattin erhob sich das treue, liebende, brave Herz zu seiner rechten Höhe und Kraft.

Sie befreite mit zwei Griffen ihr Kind von den engsten Banknoten.



Er stand betäubt, erstarrt, da er sich verhasst sah.

Sie sprang aus dem Wagen.

„Hier ist das Geld,“ sagte sie zu dem Polizeibeamten.

„Es fehlt nichts daran.“

Dann umschlang sie ihren Mann. Sie küßte ihn herzlich; sie sprach zu ihm:

„Küsse dich, mein Wilhelm! Gott ist gnädig gegen uns gewesen, gegen dich, gegen mich. Von mir hat er eine schwere Last genommen. Dir hat er eine noch größere Gnade erwiesen. Mit dem ungerechten Gute wärest du nie glücklich geworden. Dein Verbrechen hätte dich durch dein ganzes Leben verfolgt, hätte in der Stunde deines Todes dich nicht verlassen. Jetzt kannst du es sühnen. Du nimmst deine Strafe auf dich; du erkennst sie als eine gerechte, als eine notwendige an, als eine Fügung des Himmels, die dich mit Gott, mit den Menschen wieder ausöhnt, die dir dein Herz reinigt. So kehrt du, wenn du deine Strafe erlitten hast, als ein neuer Mensch in das Leben zurück, zu mir, die nie aufhören wird, dich zu lieben, zu deinem Kinde, das ich lehren werde, dich zu lieben. Lebe wohl, mein geliebter Mann. Wir müssen uns trennen. Gott erhebe dir den Geist und den Sinn.“

Sie mußten sich trennen.

Er legte ein reumüthiges Bekenntniß ab. Er wurde in Folge dessen, und weil das Gestohlene vollständig zurück geliefert war, nur zu einer dreijährigen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Das Schicksal der eben so braven, wie unglücklicher Frau war in der Seestadt bekannt geworden, hatte ungemeine Theilnahme für sie erregt. Man beeiferte sich, sich ihrer anzunehmen. Sie fand Arbeit, und arbeiten wollte sie ja. So blieb sie in der fremden Stadt und sie wurde heimisch darin.

Als nach drei Jahren ihr Mann zurückkam, konnte sie ihn in ein kleines, aber einträgliches Putzgeschäft einführen. Er war gebessert, gereinigt und geläutert, wie sie gesagt hatte. Seine Geschäftsgewandtheit half der Frau. Sie konnte ihren Laden vergrößern. Sie stehen in diesem

Augenblicke einer bedeutenden Handlung vor. Sie sind geachtet, sie leben glücklich.

### Ein Mißverständnis.

Ein armer Bauersmann hatte ein kleines Häuslein und brünnen eine Frau und einen Sohn. Der Bauer wollte den Hannesle auch zum Bauern machen, daß er eine Stütze an ihm habe in seinem Alter, die Mutter aber, so eine fromme Frau war, meinte, hinter ihrem Hannesle stiede etwas Besseres und der Traum ihres Lebens war, einen „geistlichen Herren Sohn“ zu haben. Der Bauer brummte und schnitt ein böß Gesicht, aber seine Frau hatte die Hosen an, und so setzte sie es mit Gottes und guter Menschen Hülfe durch, daß der Hannesle in's Seminar nach Freiburg kam und richtig mit der Zeit Caplan wurde.

Als der neue Herr Caplan in der untern Pfarrei seine Antrittspredigt hielt, humpelte natürlich sein altes Mütterlein mit vor Glückseligkeit überfließendem Herzen in die Kirche und der Alte mußte auch mit, obgleich ungem, denn er hatte keine Freude an der Sache und hätte seinen Sohn lieber hinter dem Pfluge, als auf der Kanzel gesehen. „Du wirst sehen, Mutter“, brummte der Bauer, „der Hannesle wird übermüthig.“

Aber die Predigt war gut, der Alte mußte es selber gestehen, und der Hannesle sah auf der Kanzel so stattlich aus, daß die Augen seiner Mutter von Thränen der höchsten Wonne überflossen.

Auf einmal aber farbte sich das Gesicht des Bauern mit Zorneswuth. Er stieß seine Frau mit dem Ellbogen in die Seite und sagte:

„Marei, hast du gehört? Was hat er gesagt?“

„Er hat gesagt: In meines Vaters Haus sind der Wohnungen viele“, erwiderte die Mutter.

„Was?“ sagte der Bauer, und klappte zornig sein Gebetbuch zusammen. „Da hast du die Bescheerung. In seines Vaters Hause sind der Wohnungen viele, hat er gesagt? Komm, Marei, die Großthuererei kann ich nicht mit anhören!“

Und stehenden Fußes verließ der empörte Bauer die Kirche.

Sein Sohn aber ist ein braver Geistlicher geworden. Seinen Vater aber hat er lange nicht versöhnen können.

### Man muß sich zu helfen wissen.

Im Sternemwirthshause zu Kleinlausenheim war einmal ein Grenzaufseher stationirt, der war ein sehr sparsamer und genauer Mann, der nie mehr ausgab, als er einnahm. Weil aber eine Grenzaufsehergasse auf's Schmuggelereinfangen berechnet ist und weil die Schmuggler das Einfangenlassen sich schon längst abgewöhnt haben, so war die Einnahme unseres Grenzwächters so klein, daß es kaum der Mühe werth war, sie wieder auszugeben. Der arme Mann mußte deshalb Manches aus seinem Budget streichen, was andere Leute für ein unentbehrliches Lebensbedürfniß zu halten pflegen, z. B. das Zimmererheizen. Er heizte seine Stube nie und wenn draußen Eis und Bein zusammenfroren und seine Eisblumen an den Fenster Scheiben waren die schönsten in ganzen Städtchen, er hätte sie können in die Blumenausstellung nach Freiburg schicken. Er hat seine kalte Stube auch ganz gut ertragen, namentlich im Sommer und wenn er nicht daheim war, jedenfalls aber besser, als sein Stubenkamerad, eine alte Schwarzwälder Uhr, die über seinem Bette hing und die Verpflichtung hatte, ihn jeden Morgen 4 Uhr zu seinem Patrouillengange zu wecken. Die Schwarzwälder Uhr, anstatt, wie man von einer vernünftigen

Schwarzwälder Uhr hätte erwarten können, sich in kalten Winternächten durch Bewegung zu erwärmen und erst recht zu gehen, je kälter es wurde, erklärte an einem grimmig kalten Wintermorgen, „jetzt mach' ich nimmer mit“, blieb trotzig stehen und ließ ihren Herrn schlafen, bis in den hellen Tag hinein.

Als der arme Teufel Morgens um 8 Uhr die Augen aufschlug, hatte er recht gut geschlafen, aber der gesunde Schlaf kostete ihn 1 fl. 30 kr. Strafe, das war wie der Beck auf dem Laden, der Grenzwächter wußte es wohl. Das war ein harter Schlag für den armen Mann, und so etwas durfte in diesem Winter nicht wieder vorkommen, wenn nicht ein gänzlicher Banquerott ausbrechen sollte. Der Grenzaufseher versuchte mit allen möglichen Mitteln die widerpenstige Uhr zur Vermunft zu bringen, aber vergebens. Er drehte die Zeiger wohl ein Duzendmal im Kreise herum, der Zeiger ließ sich gutwillig drehen, aber von selber ging er nicht; er stieß den Perpendikel an, von rechts und von links, der Perpendikel bambelte einmal hinüber und einmal herüber, stieß einen Seufzer aus und — blieb stehen. Der Uhr war offenbar das Blut in den Adern, d. h. die Schmiere gefroren, er machte deshalb das Uhrenkästlein auf und hauchte hinein, aber umsonst, sein Hauch gefror zu Eis, er konnte die Uhr nicht erwärmen. Den Gedanken, den einzigen Stuhl, dessen er sich erfreute, zusammenzuschlagen und den Ofen damit zu heizen, konnte er nicht zur Ausführung bringen, weil die Stube gar keinen Ofen hatte. Die Uhr in sein noch warmes Bett zu legen und ihr damit die Lebenswärme wieder zurückzugeben, war auch nichts, denn wenn sie auch im Bette warm wurde, gehen konnte sie unter der Bettdecke doch eben so wenig, als er selbst es gekonnt hätte.



„Jetzt will ich ihr aber doch den Pelz abnehmen.“

Jetzt aber kam ihm eine glückliche Idee, eine wahre Inspiration; mit vor Hast zitternden Händen riß er seinen Pelztragen vom Nagel, hing ihn über die Uhr und hüllte sie in das Pelzwerk ein, wie ein Putschkinderlein, daß nur noch die Zeiger und der Perpendikel herausquakten, und siehe da — der Grenzaufseher behauptet, sie seien wieder gegangen von Stunde an. Thatsache ist es übrigens, daß der Mann fortan ohne Pelztragen seinen Patronenlangang machte und daß er niemals mehr verschlafen ist. Die Uhr mit dem Pelztragen hat der Hintende Bote selbst gesehen, und die Uhr machte lustig ihren Tick Tack, 's war

freilich im Monat April und die Sonne schien schon ziemlich warm. „Jetzt will ich ihr aber doch den Pelz abnehmen“, sagte der Grenzaufseher zum Hülenden, „es könnte ihr doch sonst zu warm werden.“

Man muß sich halt zu helfen wissen. —

### Merkwürdig.

Zwei Kurzgäste von Badenweiler hatten beim Bahnhofwirth Kittler in Müllheim zwei Schöpplein über den Durst getrunken — jeder von ihnen eines — und weil dem Herrn Kittler sein Markgräfler ihnen besser schmeckte, als die kühlwarme Geisenmilk in Badenweiler, so trank jeder noch eines, bis die Nacht heringebrochen war, und schwere Regentropfen in die Fenster schlugen.

„Es gibt ein Gewitter“, sagte die Frau Kittler.

Wie aber nun so die zwei Kurzgäste in der finstern, stürmischen Nacht gegen Badenweiler führen und dachten an Allerlei oder schliefen, da sagte einmal der Eine zum Andern:

„Sieh', da blitzt es!“

„Wo? Ich sehe nichts!“ sagte der Andere.

„Das macht die Dunkelheit“, sagte der Erste wieder.

Und stillschweigend fuhrn sie weiter.

### Da ist's freilich die höchste Zeit.

Ein alter Candidat der Theologie in Berlin, der zwar viel gelernt hatte, aber weil es ihm an Geld und Protectionen fehlte, es nicht über den Candidaten hinausbringen konnte, war eben im Begriffe zu verhungern. Ehe er aber wirklich verhungerte, dachte er: „Du willst es doch einmal mit dem Könige probieren, zum Verhungern ist's dann immer noch Zeit“, und ging zum König. Der König aber war der Vater Friedrich des Großen, und deswegen hörte er zwar das Klagegeld des armen theologischen Teufels an, zuckte jedoch die königlichen Achseln, verwies ihn zur Geduld und meinte: „Es seien mehrere Arbeiter erst in der eilften Stunde in den Weinberg berufen worden und hätten doch ihren Lohn erhalten.“

Die Majestät war ziemlich bibelfest, wenn es galt ihre Unterthanen zu trösten.

Dem Candidaten aber hatte der Hunger den Witz geschärft, und so zog er seine Perrücke und sagte, auf seinen kahlen Schädel deutend: „Majestät, bei mir ist es schon halb 12 Uhr.“ Droh lachte der König und gab dem Wittsteller eine Pfarrei.

Ein guter Witz am rechten Platz ist ein gutes Ding, auch wenn man kein halbverhungeter Candidat der Theologie ist. —

### Kinder und Bediente sprechen die Wahrheit.

Der Herr Hauptmann X sagte zu seinem Bedienten auf der Jagd: „Christoph, gib mir die Feldflasche, es ist mir gar so hundsblöthisch zu Muthe.“

„Ich habe Euer Gnaden schon lange dafür angesehen“, sagte der Christoph und gab ihm die Flasche.

### So ist beiden Theilen geholfen.

Ein Pfarrer, der stark mit der Einbildung gestraft war, und seine Gemeinde durch seine konfuse Predigten erbaute, sagte von sich: „Ich gehe oft auf die Kanzel und weiß noch nicht, was ich sagen will.“

„Ja“, sagte sein Schulmeister, „und wenn er herunter geht, wissen wir nicht, was er gesagt hat.“

## Gräßlich.

Eine Anatomie ist bekanntlich ein Haus, in welchem todt Menschen secirt, d. h. zerschnitten werden, damit die jungen Mediziner daran lernen, wie ein lebendiger Mensch innen aussieht und die alten Mediziner, deren Geschäft es ist, ihre Patienten in die Anatomie zu liefern, lernen daraus, wie sie es hätten machen sollen, und wie sie es nicht gemacht haben, woran die Patienten denn auch gewöhnlich sterben müssen.

Eine Singakademie aber ist eine Anstalt, wo lebendige Menschen singen.

Eine Anatomie und eine Singakademie sind also zwei Himmelweit verschiedene Dinge, gleichwohl stand in Berlin ein Haus, in dessen unterem Stockwerke eine Anatomie und im oberen Stocke eine Singakademie sich befand, und in der Akademie hatten sie gerade Gesangsprobe, daß man's zwei Straßen weit hören konnte.



Da schneiden sie den Leuten die Leiber auf.

Zwei Berliner Marktweiber, die vorüber gingen, hörten das Geschrei und eine von ihnen fragte:

„Wat is dat für en großes Haus?“

„Dat is die Anatomie“, sagte die andere.

„Wat is dat, die Anatomie?“

„Da schneiden sie den Leuten die Leiber auf.“

„Wat!? Warmberziger Jott! Hör mal, wat sie schreien! Wenn dat unser juter König wüßte!!“

## Undank ist der Welt Lohn.

Ein betrunkenener Bürger wurde von seinen Kameraden in christlicher Nächstenliebe nach Hause transportirt. Die Hausfrau empfing die laubere Gesellschaft unter der Hausthüre, und zwar in dunkler Ahnung, daß die Gesellschaft an dem Zustande ihres Hausherrn nicht ganz schuldblos sei, nicht mit den freundlichsten Redensarten, unter denen „Ihr Lumpen, Ihr Nachtschwärmer, Ihr Strochke!“ und ähnliche Sticheleien sich besonders bemerkbar machten. Endlich ging einem der christlichen Samariter die Geduld aus, und als die erboste Frau eine kleine Kunstpause machte, um Athem zu schöpfen, sagte er: „Aber liebe Frau Nachbarin, Sie ist gar nicht erkennlich. Ich habe Ihr die vergangene Woche von meiner Weibig nur ein Würstchen geschickt, und da war Sie des Dankes voll,

jetzt aber, da wir Ihr ein ganzes Schwein in's Haus bringen, bekommen wir noch Scheltworte zum Dank.“ Die ganze Gesellschaft lachte, lehnte den unglücklichen Ehemann gegen die Wand und trollte nach Hause.

## Schnelles Leben.

Einem war seine Frau gestorben. Ein Bekannter fragte ihn, was denn seiner Frau gefehlt habe? „Ach!“ erwiderte der trostlose Wittwer, „meine Frau hat halt zu schnell gelebt. Als ich mich vor 6 Jahren verheiratete, war meine Frau 30 Jahre alt, und jetzt, da sie gestorben ist, ist sie 45.“

## Kuriose Vögel.

Zwei alte pensionirte Offiziere in Berlin — nein in Wien war's, denn in Berlin wäre so etwas nicht möglich gewesen — die gute Freunde und Kriegskameraden waren von Jugend auf, aber nicht besonders gesprächig von jeher, hatten sich in eine solche Schweigsamkeit hineingelebt, daß es nicht viele Menschen gab, die sich rühmen konnten, den Klang ihrer Stimme gehört zu haben. Jeden Abend aber konnte man die alten Herren zu einer bestimmten Stunde mit einander zum Thore hinaus spazieren gehen sehen, mit dampfenden Meerschaumköpfen, aber schweigend, wie das Grab. So hatten sie es Jahrelang getrieben und nicht ein einziges Sterbenswörtchen war auf diesen Spaziergängen zwischen ihnen gewechselt worden.

Eines Abends aber wandelte der Oberst allein zum Thore hinaus, denn sein Freund, der Major, war krank geworden, recht krank, und dem Oberst wollte heute seine Pfeife gar nicht schmecken.

Ein, zwei, drei, vier Tage hielt's der Oberst auf diese Weise aus, am fünften Tage aber nimmer. Am fünften Tage machte er einen Umweg durch die Straße, wo sein Freund wohnte, blieb vor dessen Hause stehen, schaute nach den geschlossenen Läden des Krankenzimmers hinauf und blies mächtige Rauchwolken aus seinem Meerschaumkopfe, dann wandelte er kopfschüttelnd seine Straße weiter.

So trieb er's Tage und Wochen lang. Am Ende der fünften Woche aber, als der Oberst wieder an dem Hause seines Freundes empor schaute, waren die Läden nicht mehr geschlossen, sondern unter dem offenen Fenster lag der Major und dampfte seine Pfeife nach dem blauen Himmel empor.

Als dies der Oberst sah, lächelte er und der Major nickte seinem Freunde zu.

Zwei Minuten später hatten sich die beiden alten Herren, ohne ein Wort zu sprechen, die Hände geschüttelt und wandelten, zum Erstenmale wieder seit langer Zeit, schweigend wie immer zum Thore hinaus. Draußen aber — der Himmel war so herrlich blau, die Bäume blühten und die Lerche trillerte ihr Abendlied — da ging dem armen alten Major das Herz auf und im Entzücken über Gottes herrliche Natur rief er: „O Gott, wie schön!“ Der Oberst blieb überrascht stehen und schaute seinem Freunde mit maßlosem Erstaunen in's Gesicht, er traute seinen Ohren nicht. Als aber der Major wiederholt ausrief: „Ach, wie herrlich ist's hier!“ da stieg dem Oberst die Hornesröthe in's Gesicht und mit dem Ausrufe: „Un-erträglich Schwächer!“ drehte er sich auf dem Abfahre herum, ließ den Major stehen und eilte mit langen Schritten nach der Stadt zurück.

Seit diesem Abend sah man die Weiden nie mehr bei einander!

### Richtige Bezeichnung.

Zwei Freunde gingen in ein elegantes Kaffeehaus, um zu frühstücken. Die Flüssigkeit, die man ihnen vorsetzte, hatte die vorzügliche Eigenschaft, allen möglichen Flüssigkeiten zu gleichen, nur der Flüssigkeit nicht, die man im gewöhnlichen Leben Kaffee nennt. Die Freunde hatten auch schon an der „Blume“ so überaus genug, daß sie ihrem Munde nicht zumuthen wollten, ähnliche traurige Erfahrungen zu machen, wie ihre Nase, und ohne ihr Frühstück zu berühren, verließen sie das Kaffeehaus in sittlicher Entrüstung.

Auf der Straße warfen sie noch einen Blick auf das elegante Gebäude, über dessen Hauptportale mit großen goldenen Buchstaben die Inschrift K a f f e e h a u s glänzte.



„Heinrich“, sagte der Herr Wilhelm, indem er auf die Goldschrift deutete, „das sollte man auch von Polizei wegen herunter reißen.“  
 „Warum?“ erwiderte der Herr Heinrich, „das ist ganz in der Ordnung. K a f f e e — H a u s, nur sollte man noch darunter setzen: S i c h o r i e n — d r i n.“

### Meinetwegen ein ganzes Duzend.

In seinem Grasgarten hinter dem Hause ging ein junger Bauersmann unruhigen Schrittes auf und ab und warf besorgte Blicke nach einem weinuntranten Fenster, hinter welchem sein liebes Weib ihrer schweren Stunde entgegen harrte. Da wurde das Fensterlein aufgerissen und die Wehmutter schrie herunter: „Beter Michel, Alles in Ordnung! Ihr habt einen Bubel!“

„Gott Lob und Dank!“ rief der Michel zurück, „ich komme gleich, Mutter Grethe!“

„Bleibt nur noch unten!“ sagte Grethe wieder, „Ihr bekommt noch Eines, hoffentlich ein Maidele!“

„Meinetwegen ein ganzes Duzend, wenn Gott sie mir bescheert!“ jubelte der glückliche Vater, denn es war das Erstmal, daß er Vaterfreuden erleben sollte, und wieder begann er seine Promenade durch den Grasgarten, und wieder warf er besorgte Blicke nach dem Fenster oben und murmelte: „Ja, ja, ein Maidele! O wie mich das freuen thät!“

Nach einer Weile ging das Fensterlein wieder auf und Mutter Grethe rief herunter: „Beter Michel, 's ist richtig ein Maidele, ein Brachtsding!“

„Hurrah!“ schrie der Michel und schnalzte mit den Fingern, „Mutter Grethe, gleich bin ich oben!“

„Noch nicht,“ erwiderte die Wehmutter, „geduldet Euch, Ihr bekommt noch Eines!“

Jetzt aber wurde der Michel freideweiß. „Wa — wa — was? Noch Eines?“

„Ja, noch Eines! Es geht aber Alles gut!“

Der Michel schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie: „Noch Eines? noch Eines? Um Gottes Willen, er wird mich doch nicht beim Wort nehmen?“ Damit rannte er spornreichs hinter den Bienenstand. Hinter dem Bienenstand warf er sich auf die Knie, faltete die Hände, sah gen Himmel und rief in seiner Herzens-



„Lieber Gott im Himmel, so war es ja nicht gemeint.“

angst: „Lieber Gott im Himmel, so war es ja nicht gemeint mit dem Duzend! Du wirst doch Spasß verstehen, lieber Gott? Hab ein Einsehen und laß es jetzt gut sein. Amen!“ Der arme Mann hatte wirklich gesüchelt auf einmal Vater von zwölf Kindern zu werden. — Der liebe Gott hatte aber ein Einsehen und ließ es jetzt gut sein, und wie der Michel bangen Herzens die Kammer seiner Frau betrat und fürchtete schon den Schreckensruf: Noch Eines zu vernehmen, da trat ihm die Mutter Grethe entgegen und rief: „Beter Michel, gratulire, drei Kinder wie die leibhaftigen Engel!“ Da heulte der Michel vor Freude und Glückseligkeit und fiel vor dem Bette seiner Frau auf die Knie nieder und schluchzte: „Lieber Gott ich danke dir!“

### Trumpf aus!

Ein Kiefer sagte zu seinem Nachbarn, der ein Buchbinder war: „99 Buchbinder gelten für 100 Narren.“  
 „Und ein Kiefer für 99 Buchbinder,“ sagte der Nachbar.

### Räthsel.

Eine Schnecke kriecht an einer Mauer hinauf, die 20 Fuß hoch ist. Am Tage kriecht sie 5 Fuß hinauf und Nachts 4 Fuß herunter. Wie viele Tage braucht sie, um hinauf zu kommen?

Antwort. 15 Tage, denn am 15. Tage erklettert sie die letzten 5 Fuß und ist oben.

### Ja wohl, Herr Baron.

„Eine herrliche Einrichtung, diese erste Klasse, die den Pöbel in so respektvoller Entfernung von uns hält,“ sagte ein hochgeborenes Dämchen, das sich in den schwellenden Polstern der ersten Eisenbahnwagenklasse dehnte. „Sehen Sie, bester Baron, der Gedanke, einst mit diesem gemeinen Volke in einen Himmel zu kommen, könnte mir selbst den Himmel entleiden. Oder was meinen Sie? Wird es im Himmel auch verschiedene Klassen geben, wie auf der Eisenbahn?“



„Ja wohl, Herr Baron,“ erwiderte der Kondukteur und legte die Hand an die Mütze.

„Freilich, gnädige Frau, erste, zweite und dritte Klasse. Nicht wahr, Herr Kondukteur?“ sagte der Herr Baron, sich scherzend an den Kondukteur wendend, der eben die Willete lupirte.

„Ja wohl, Herr Baron, und Viehwägen,“ erwiderte der Kondukteur und legte die Hand an die Mütze.

### Der hat's.

Posthalter Reindl in L. . . . ., so ein corpulenter Mann war, verlangte von einem seiner Gäste, der für einen witzigen Kopf galt, er solle einen Vers auf ihn machen. Der Gast sagte:

„Trotz deiner vollgestopften Lampe  
Gast Reindl  
Du in des Verstandes Lampe  
Kein Dell!“

### Der Herr v. Wupplich.

Es gibt bekanntlich Menschen mit gutem und mit schlechtem Gedächtnisse. Unter den schlechten Gedächtnislern ist aber eine besondere Sorte, die mit einem schlechten Namensgedächtnisse, wie man zu sagen pflegt und die sind am übelsten dran. Fragt man einen solchen plötzlich: „Sie, Herr Müller, wie heißt doch der Herr dort drüben?“ Da sagt der Herr Müller: „Ah, das ist mein intimster Freund, der Herr Ortschulrath — nun zum Teufel, der Herr Ortschulrath — Ha, ha, ha, der Name schwebt mir auf der Zunge — der Herr Ortschulrath — — —“

Und der Herr Müller schnippt mit den Fingern, hüpf auf einem Beine herum und schneidet fürchterliche Gesichter, aber umsonst der Name seines intimsten Freundes

ist ihm plötzlich ausgefallen und in einer Viertelstunde erst fällt er ihm wieder ein.

„Bitte, Herr Müller, stellen Sie mich ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter vor,“ sagte Herr Heinrich, ein guter Bekannter, der der Müller'schen Familie auf dem Spaziergange begegnete. Herr Müller weiß recht wohl, daß der Herr Heinrich „Heinrich“ heißt, denn er spielt seit 10 Jahren jeden Abend Sechshundsechzig mit ihm, aber wie man ihn so überrumpelt, so fällt ihm der Name aus. Er wird deshalb roth vor Verlegenheit, macht eine künstliche Verbeugung und sagt: „Herr, Herr, Herr,“ und murmelt etwas in den Bart, das eben so gut Sauertraut und Sped heißen könnte, als Herr Heinrich.

Am allerärgsten aber ist es, wenn einem sein eigener Name ausfällt. Es gibt übrigens nur wenige Exemplare dieser Species und diese nur unter der Aristokratie, z. B. der Herr Baron von Wupplich; der Hin- und Zurückgehende hat ihn gefannt.

Der Herr Baron geht auf die Post, um ein längst erwartetes Geldpaket in Empfang zu nehmen, denn der Herr Baron ist reich und da in Geldverlegenheit. Sehr vergnügt steckt er das Geld ein, wie er aber die Quittung unterschreiben soll, so ist ihm auf einmal vor Freude sein Name ausgefallen. Der Herr Baron starrt den Postbeamten an: der Postbeamte schaut den Herrn Baron an, „Bitte, mein Herr, zu unterzeichnen,“ sagt er bößlich und deutet mit dem Finger auf die Stelle im Postbuche. — Der Herr Baron klemmt sein Glas in das linke Auge, was er allemal thut, wenn ihm nichts einfallen will und starrt hoffnungslos in das Postbuch hinein.

„Nun, mein Herr, ist's gefällig?“ sagt der Postbeamte etwas ungeduldig.

Der Herr Baron sucht in allen Taschen nach seinem Tascherbuche, ob er seine Karte nicht bei sich habe, wo sein Name drauf steht mit der Freiherrenkrone darüber. Er hatte sie nicht bei sich.



„Bitte, mein Herr, unterzeichnen,“ sagte der Postbeamte.

„Donnerwetter, Herr, wollen Sie unterzeichnen oder nicht?“ sagt der Postbeamte im reinsten Schaltertone. „Wenn Sie nicht unterzeichnen wollen, so neben Sie das Geld wieder heraus.“

Die Zumuthung, das Geld wieder herauszugeben, macht den Herrn Baron immer verwirrter. In Ermanglung eines Himmels schaut er Hilfe suchend an die Decke hinauf und an den Wänden herum, aber eben fällt die Decke ein, als ihm sein Name, diese furchtbare Gewißheit ist das einzige, was ihm in diesem peinlichen Augenblicke einfällt. Da erfäßt ihn eine gelinde Verzweiflung und mit dem Ausrufe: „Gleich, gleich!“ stürzt er zur Thüre hinaus. Er will geschwind nach Hause rennen und dort nachsehen, wie er heißt. Der Postbeamte aber versteht die Sache anders und meint, er habe es mit einem Spitzbuben zu thun. Er reißt das Schalterfenster auf und schreit dem Barone nach: „Haltet ihn auf, haltet ihn auf, den Dieb!“

„Wohin so eilig, Herr von Wupplich?“ sagt der Herr Leutnant von Nagel, der dem atemlosen Herrn Baron auf der Straße begegnet, „und was bedeutet denn der Lärm?“

„Wupplich?“ ruft der Herr Baron freudig aus und fällt dem Leutnant um den Hals. „Richtig, Wupplich!“ Und den verplüßten Herrn von Nagel stehen lassend, rennt der Herr von Wupplich spornstreichs auf die Post zurück und beruhigt die in größter Aufregung sich befindende Postanstalt durch Unterzeichnung seines Namens „Freiherr Hans von und zu Wupplich“ und durch nähere Erklärung seines Gedächtnismangels. „Es ist ein Familienfehler derer von und zu Wupplich,“ sagte er sich entschuldigend. —

So kann es einem gehen, wenn man, wie der Herr von Wupplich, ein schwaches Namensgedächtniß hat.

Es gibt kuriose Menschen auf der Welt.

### Nährrende Einfalt.

„Margreth,“ sagte ein altes Mütterlein zu ihrer Magd, „Margreth, ich weiß nit, 's ist mir heut gar nit recht. Lauf hinunter in's Thal zum Herrn Pfarrer, es blangt mich nach geistlichem Trost und nach der letzten Wegzehrung. Ich schätz, es geht bald zu End mit mir.“

Mutter Marianna hauste schon fast ein Menschenalter — Mann und Kinder waren ihr frühzeitig gestorben — allein mit einer treuen Magd auf ihrem kleinen Stütchen hoch oben in einem abgelegenen Winkel des Schwarz-



„Lieber Frau,“ sagte der Pfarrer tröstend.

waldes. Den Gang in die tief unten im Thale gelegene Kirche und die seltenen Besuche bei Verwandten im Dorfe abgerechnet, war die gute Frau die lange Zeit ihres Lebens nirgends hingekommen und wußte nicht, was und wo die Welt sei oder was sonst, und war fromm und einsältig geblieben ihr Leben lang.

Der Herr Pfarrer kam. „Lieber Frau,“ sagte er tröstend, „wir müssen Alle sterben, der Eine früher, der Andere später, Keiner bleibt übrig. Christus, unser Herr, das Leben selbst, ist auch gestorben für uns und uns vorgegangen. Folgen wir ihm nach im Vertrauen auf seine Verheißungen voll unendlicher Güte und Barmherzigkeit.“

„Was?“ unterbrach das alte Mütterlein den Pfarrer und faltete die zitternden Hände, „was? ist er auch gestorben? Man erfährt doch auch gar nichts da hinten auf dem Walde. Gott hab' ihn selig! Jetzt will ich auch gerne sterben, da Er nicht mehr lebt!“ — Und sie starb. Draußen im Busche schlug eine Nachtigall und ein Strahl der untergehenden Sonne fiel durch das kleine Fenster und lüfte ihre gebrochenen Augen wie Himmelsgruß.

Der Pfarrer legte segnend die Hände auf ihr ehrwürdiges Haupt und murmelte: „Selig sind die Einfältigen, denn sie werden Gott schauen.“

### Wenn's nur geholfen hat.

Einem Bauern, dem's nicht ganz just im Leibe war, verordnete der Arzt ein Abführmittel. „Ihr könnt das Bittersalz beim Materialisten holen, es ist wohlfeiler, und davon nehmt Ihr so viel auf das Gewicht eines Dukaten geht. Ich werde morgen selber nachsehen.“

Als am andern Tag der Doktor zu dem Patienten kam, saß dieser auf dem Nachstuhle, bleich wie ein Schatzen und schnitt fürchterliche Gesichter.

„Nun, Martin, wie geht's? hat's gewirkt?“

„Ja ja, Herr Doktor, hat's gewirkt,“ jammerte der unglückliche Patient, „o Herr Doktor, das halt ich länger nicht aus!“

„Ei, Martin, was habt Ihr denn?“ fragte der Arzt; „Ihr schaut ja erbärmlich drein?“

„Ist's ein Wunder?“ heulte der Martin, „so sitze ich jetzt seit 24 Stunden und komme nimmer herunter, so elend ist mir's!“

„Nun, zum Henker, was habt Ihr denn gemacht? Habt Ihr das Abführmittel genommen?“

„Freilich, freilich! Ach Gott, hätt' ich's mir nicht gethan!“

Jetzt wurde der Doktor böse.

„Was schwagt Ihr für dummes Zeug? Habt Ihr's auf das Gewicht eines Dukaten abgewogen?“

„Wohl, wohl! Ach Gott, ach Gott, ach Gott!“

„Nun, und wie viel war's denn?“

„Ein Hände voll zwei oder drei schätz ich.“

„Was? seid ihr verrückt?!“ schrie der Doktor und erschrad' erschrocken, „das bringt ja einen Dschen um! Wo ist der Dukate?“

„Ach Gott!“ schluchzte das arme Bäuerlein, „ich habe keinen Dukaten gehabt und im ganzen Dorfe war keiner aufzutreiben und so habe ich denn das Pulver in Münze abgewogen. Lauter Sechser, Groschen und Kreuzer.“

Item. Einen Dschen hätte es umgebracht, aber den Martin noch herausgerissen für diesmal. Der Martin war gründlich ausgepumpt für sein ganzes Leben.